

Predigt über Lukas 16, 19 – 31
zum Jubiläum „170 Jahre Diakonie in Würzburg und Unterfranken“
27.06.2019 – Würzburg-St. Stephan

Von Michael Bammessel, Präsident des Diakonischen Werks Bayern

Liebe Gemeinde,

„Die Liebe hat das scharfe Auge, alles zu sehen.“ Das war einer dieser zündenden Sätze von Johann Hinrich Wichern, mit denen er 1848 auf dem Kirchentag in Wittenberg die Zuhörer elektrisierte und ihn deutschlandweit bekannt machte, so dass er ein Jahr später auch hierher nach Würzburg eingeladen wurde. „Die Liebe hat das scharfe Auge, alles zu sehen.“ Das beschreibt bis heute eine Grundaufgabe der Diakonie: Aus Liebe zu den Menschen wagt es die Diakonie, genau hinzuschauen. Aus Liebe zu den Menschen fordern wir auch unsere Gesellschaft auf, genau hinzusehen. Auch wenn dieser scharfe Blick auf Wahrheiten stößt, die für uns erst mal ziemlich unangenehm sein können.

Wichern hat zum Beispiel - Jahre vor seinem Besuch in Würzburg - als junger Pfarrer in Hamburg die reichen Bürger der Hansestadt in einer Versammlung aufgefordert: Schaut einmal hin, wie es in den Elendsvierteln unserer Stadt wirklich aussieht – und er erzählte ihnen plastisch von seinen Hausbesuchen im sozialen Brennpunkt seiner Stadt: von den trostlosen Unterkünften, von den zerrütteten Familien, von den Kindern ohne jede Schulbildung, von Alkoholmissbrauch und Kriminalität. Schaut scharf hin und macht euch nichts vor, wie es in eurer stolzen Stadt wirklich aussieht! Damit rüttelte Wichern die vornehmen Hanseaten auf - und gewann die ersten Förderer für ein neuartiges Jugendhilfeprojekt, das in ganz Deutschland zum Vorbild wurde: das „Rauhe Haus“ in Hamburg.

Der Maßstab für Wichern war dabei immer die Bibel, zum Beispiel die Gleichnisse aus den Evangelien. Ein solches Gleichnis ist uns heute als Predigttext gegeben. Es ist eine scharfe, umstrittene Geschichte, die Jesus erzählt. Sie findet sich in Lukas 16. Ich werde abschnittsweise darauf eingehen.

Jesus beginnt sein Gleichnis so:

Es war aber ein reicher Mann, der kleidete sich in Purpur und kostbares Leinen und lebte alle Tage herrlich und in Freuden. Ein Armer aber mit Namen Lazarus lag vor seiner Tür, der war voll von Geschwüren und begehrte sich zu sättigen von dem, was von des Reichen Tisch fiel, doch kamen die Hunde und leckten an seinen Geschwüren.

Jesus malt in diesem Gleichnis ein krasses Bild: Ein Reicher führt Tag für Tag ein Luxusleben mit feinsten Speisen und kleidet sich in teuerste Stoffe – und vor dem Tor seiner Villa liegt ein chronisch kranker Bettler, der nicht laufen kann und eine eklige Hautkrankheit hat, die er notdürftig mit Lumpen bedeckt. Der Reiche feiert drinnen unberührt seine Feste, ihn juckt

der Arme nicht, er hat nicht mal Essensreste für ihn übrig. Die einzigen, die ein bisschen Barmherzigkeit zeigen, sind die Straßenköter, die die Wunden des Armen lecken.

Eine Geschichte aus der Antike, weit weg, denken Sie? So krasse Gegensätze zwischen Reichtum und Elend gibt es heute zum Glück nicht mehr, sagen Sie? Leider ein Irrtum. In der Diakonie erleben wir ungeschminkt mit, dass es ähnlich harte Gegensätze auch in unserer Gesellschaft gibt:

- Da kommt in die Beratung eine alleinerziehende Mutter, der man den Strom abgestellt hat. Sie hat ihrem 7-jährigen Sohn schon seit Wochen kein warmes Essen mehr zubereiten können. In dieselbe Grundschulklasse wie ihr Sohn aber geht auch ein Mädchen, das mehrmals in der Woche vom Vater mit dem „Elterntaxi“ in die Schule gefahren wird: Ein zwei Tonnen schweres SUV, Audi Q 7 mit etwa 250 PS.
- Oder: Da gibt es einerseits in unserer Gesellschaft Menschen, die können einem Arzt Tausende von Euro dafür zahlen, ihre Schönheit zu optimieren – Lippen aufspritzen, Nase verkleinern, Haare verpflanzen und vieles mehr. Andererseits stoßen wir in der Diakonie immer wieder auf Menschen, die nicht einmal krankenversichert sind – aus unterschiedlichen Gründen – und die in große Probleme kommen, wenn sie ernsthaft erkranken. Sie gehen nicht zum Arzt, weil sie sich keine Behandlung, keine Medikamente und schon gar keine Operation leisten können.
- Oder: In die Beratung bei der Diakonie kommen verzweifelte Rentnerinnen, die nicht mehr wissen, wie sie die letzte Mietsteigerung verkraften können, wo sie sich doch ohnehin schon jeden Cent vom Mund absparen – und auf der anderen Seite haben wir Menschen in unserem Land, deren Vermögen jeden Monat um große Summen wächst, einfach nur weil ihr umfangreicher Immobiliensitz schon wieder an Wert gewonnen hat.

Wenn wir scharf hinschauen, dann sehen wir, welche scharfe Gegensätze es auch heute gibt - in Deutschland, in Bayern, in Würzburg. Gegensätze, die nicht weit entfernt sind von dem Gleichnis, das Jesus erzählt.

Das heißt nicht, dass alle Wohlhabenden so gleichgültig sind, wie der Reiche im Gleichnis. Im Gegenteil: Es gibt nicht wenige sehr reiche Menschen, die in bewundernswürdiger Weise sozial engagieren, zum Teil mit erheblichen Summen. Aber gibt es nicht auch heute das andere: Dass viele einfach nur ihre eigenen Schäfchen ins Trockene bringen, und Meister darin sind, wegzuschauen und sich innerlich gegenüber der Not anderer abzuschotten?

Was erzählt Jesus nun weiter? Nun, er macht sich bei seinen wohlhabenden Zuhörern gar nicht beliebt, weil er ihnen den Spiegel vorhält und ihnen sagt: Nun stellt euch bitte mal vor wie das wäre, wenn Gott für ausgleichende Gerechtigkeit sorgt. Stellt euch mal bitte vor, wie das wäre, wenn sich die Situation eines Tages umdreht. Zum Beispiel, wenn es dann weitergeht nach diesem Leben auf der Erde. Jesus erzählt:

Es begab sich aber, dass der Arme starb, und er wurde von den Engeln getragen in Abrahams Schoß. Der Reiche aber starb auch und wurde begraben. Als er nun in der Unterwelt war, hob er seine Augen auf in seiner Qual und sah Abraham von ferne und Lazarus in seinem Schoß. Und er rief und sprach: Vater Abraham, erbarme dich meiner und sende Lazarus, damit er die Spitze seines Fingers ins Wasser tauche und kühle meine Zunge; denn ich leide Pein in dieser Flamme.

Nun ist es also der Reiche, der sich ein wenig Barmherzigkeit wünscht. Vorher hatte er überhaupt keinen Blick für den Armen vor seiner Tür. Nicht mal Essensreste hatte er für ihn übrig. Der Arme war Luft für ihn. Völlig egal. Nun aber möchte er, dass dieser ihm etwas Gutes tut. Und er erlebt am eigenen Leib, wie das ist, wenn man sich nach ein bisschen Barmherzigkeit sehnt.

Jesus aber sagt: Was ist, wenn der Abstand, den ihr immer gehalten habt, eines Tages nicht mehr rückgängig zu machen ist? Wenn der Graben, den ihr selbst geschaffen habt, nun nicht mehr rückgängig gemacht werden kann? Stellt euch vor, wenn ihr nun in der Rolle dessen seid, zu dem niemand kommt. Und er erzählt weiter:

Abraham aber sprach: (...): In all dem besteht zwischen uns und euch eine große Kluft, dass niemand, der von hier zu euch hinüberwill, dorthin kommen kann und auch niemand von dort zu uns herüber.

Liebe Gemeinde, dieses Bild von der großen Kluft macht mich unruhig. Denn solche Gräben, wo niemand von der einen Seite auf die andere kommt, gibt es ja nicht nur beim Abstand zwischen Superreichen und ganz Armen. Auch Menschen, die sich ganz normal der Mittelschicht zurechnen, leben oft meilenweit getrennt von den Problemen, die andere haben.

Ein befreundeter Pfarrer, der in einer aktiven und lebendigen Stadtgemeinde tätig war, sagte einmal zu mir: Komisch, bei uns im Gemeindeleben kommen keine Arbeitslosen vor. Statistisch gesehen müsste es in unserem Viertel eine ganze Reihe von Arbeitslosen geben, aber in unserem Kirchenvorstand kennt keiner auch nur einen einzigen. Aktiv waren in seiner Gemeinde vor allem Menschen aus der Mittelschicht.

Ich fürchte, auch viele gute Christen ahnen gar nicht, welchen Kampf manch andere Menschen in ihrer Straße oder in ihrer Stadt führen. Sie kennen den bulgarischen Wanderarbeiter nicht, der von seinem deutschen Arbeitgeber um seinen schmalen Lohn betrogen wird, und der sich nicht wehren kann, weil er so schlecht Deutsch spricht. Sie ahnen nicht, dass die freundliche Rentnerin von nebenan immer eine Ausrede findet, wenn Freundinnen sich mit ihr im Café treffen wollen – weil sie sich nämlich keinen Cappuccino leisten kann. Und mancher gestresste Büromensch hat noch nie mit einem Flüchtling gesprochen, der in der Gemeinschaftsunterkunft versauert und psychisch krank wird, weil die Behörden ihm verbieten zu arbeiten.

Wir leben in unserer Gesellschaft allzu sehr auf Inseln, jeder in seiner Welt, und wir haben kein Auge mehr dafür, die anderen zu sehen.

Unsere Aufgabe als Diakonie ist es deshalb eben nicht nur, Notleidenden zu helfen. Das allein könnte ja die Distanz noch vergrößern, weil sich allzu leicht sagen lässt: „Für die Menschen mit Problemen habe wir ja Diakonie und Caritas und die anderen Wohlfahrtsverbände. Wunderbar, dann brauchen wir uns ja mit diesen Menschen nicht zu befassen.“ Nein, gerade als Diakonie können uns nicht damit zufrieden geben, wenn der Blick für die schreiende Not in unserer Gesellschaft bequem den Sozialprofis überlassen wird.

Das altgriechische Wort „Diakonia“ heißt eben nicht nur „Dienst“, sondern wörtlich auch das „Dazwischengehen“, „Vermittlung“, „Botschafter sein“. Deswegen, liebe Gemeinde, ist es die Aufgabe der Diakonie, immer wieder die Verbindung herzustellen – zwischen den verschiedenen Welten unserer Gesellschaft.

Ein schönes Beispiel dafür sind die sogenannten „Vesperkirchen“. Dieses Modell wurde in Bayern in Zusammenarbeit von Diakonie und Kirchengemeinde als erstes in Schweinfurt mit großer Resonanz verwirklicht, und ist auch in Würzburg schon erprobt worden. In einer solchen Vesperkirche gibt es für einige Wochen im Jahr mittags eine gute Mahlzeit für ganz wenig Geld, aber zugleich im Kirchenraum auch eine Begegnung zwischen ganz verschiedenen Schichten unserer Gesellschaft. Wer da aus einer gut bürgerlichen Familie kommend in einer solchen Vesperkirche am Essen teilnimmt oder ehrenamtlich mitarbeitet, der bekommt einen scharfen Blick für die Lebenslagen, in denen sich manche Menschen befinden. Da treffen sich Welten! Und da entsteht eine neue Dynamik der Veränderung. Wir brauchen solche Formen der Begegnung, damit die Gräben in der Gesellschaft nicht unüberwindlich werden.

Das Gleichnis von Jesus hat noch eine Pointe zum Schluss. Es geht um die Frage: Was muss geschehen, damit die Leute endlich aufwachen? Jesus erzählt:

Da sprach der Reiche: So bitte ich dich, Vater Abraham, dass du Lazarus sendest in meines Vaters Haus; denn ich habe noch fünf Brüder, die soll er warnen, damit sie nicht auch kommen an diesen Ort der Qual.

Abraham aber sprach: Sie haben Mose und die Propheten; die sollen sie hören.

Er aber sprach: Nein, Vater Abraham, sondern wenn einer von den Toten zu ihnen ginge, so würden sie Buße tun.

Abraham sprach zu ihm: Hören sie Mose und die Propheten nicht, so werden sie sich auch nicht überzeugen lassen, wenn jemand von den Toten auferstünde.

Also mit anderen Worten: Da helfen keine Wunder. Worauf es ankommt, kann jeder schon lange nachlesen. Hier in der Bibel. Es braucht keine neuen Einsichten. Es braucht Taten.

Amen.